

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 37

Artikel: Unsere tägliche Unhöflichkeit
Autor: Schwarzwald, Eugenie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mariano Guadalupe Vallejo

der Generalkommandant der kalifornischen Truppen und Onkel des Gouverneurs Alvarado, einer der wenigen Kalifornier rein spanischen Blutes. Er lebte mit größerem Aufwand als irgend jemand im Lande. Zum Zeichen seiner allerhöchsten Gegenwart hielt er vor seinem Hause stets einen Wachtposten, der weder Freund noch Feind vorbeigehen ließ, es sei denn, er ziehe seinen Hut.



Juan Bautista Alvarado

der Gouverneur von Kalifornien. Als Sutter in seinem Machtbereich auftauchte, war Alvarado ein 31jähriger, schon ziemlich abgelebter Mann, der sich durch eine Revolution vom Posten eines einfachen Schreibers zum höchsten Amt emporgeschwungen hatte. Er mußte seine Macht mit seinem nicht viel ältern Onkel und Mitrevolutionär, dem Generalkommandanten Mariano Vallejo, teilen, was zu dauernden Eifersüchteleien führte. Für Alvarado war Sutter eine willkommene Figur im Kampf, den er heimlich gegen seinen Onkel führte.

und Gemüseresten gewürzt war. Dann wurden die Indianer von ihrem Aufseher zu diesen Futtertrögen geführt. Zu beiden Seiten kniend, schöpften sie den Brei mit den Löffeln, mit denen sie geboren waren, und wie eine Herde Säue lärmend und gerig schmatzend, räumten sie die Tröge sauber aus. An manchem klaren Frühlingstag konnte sich übrigens der Koch viel Arbeit ersparen, indem er die Indianer in die grünen Wiesen hinaus schickte, wo sie sich an einer süßen Kleear, die ihnen immer ein beliebter Leckerbissen war, gütlich taten. Im wilden Zustand nährten sich diese Indianer von Wurzeln und Beeren, vorzüglich aber von Eicheln und Heuschrecken, welche, getrocknet und fein gemahlen, zu Kuchen oder Brot verbacken wurden. Zur Sommerzeit bildeten die großen Treibjagden auf die Heuschreckenschwärme ihre Hauptbeschäftigung. Die Tiere wurden dabei in trichterförmige Gruben gedrängt. Um ihr Entrinnen zu verhüten, rüpfte man ihnen die Beine aus, trug sie dann in Körben in die *rancherías*, die Dörfer, wo sie, in heißer Asche geröstet und zu Pulver vermahlen wurden.

Vielweiberei war unter den Sacramento-Indianern die Regel, und es war wenig Glück dabei. Die Häuptlinge hatten sozusagen ein Monopol auf die Frauen, weshalb die jungen Männer lange unbeweiht blieben. Diese kamen nun mit ihren Klagen zu Sutter, und da sie die gelehrigsten Arbeiter waren, so konnte sich ihre Gunst nur zu seinem Vorteil wenden. Er ordnete daher auf einen Sonntagmorgen ein *Pow-wow* an und erklärte, daß eine gleichmäßigere Verteilung der Weiber für die Wohlfahrt seiner Völker von höchster Wichtigkeit geworden sei. Darauf ließ er alle Frauen und Mädchen in einer Reihe antreten und ihnen gegenüber in einer zweiten Reihe die Männer. Er ließ ein Mädchen um das andere vortreten, um unter den Kriegern seine eigene Wahl zu treffen. Nur den allerwichtigsten Häuptlingen erlaubte er gnädigst zwei Weiber; — eine kluge Ausnahme, in Anbetracht der Tatsache, daß er selbst nicht wohl behaupten durfte, ein geschworener Monogamist zu sein. (Fortsetzung folgt)

Unsere tägliche Unhöflichkeit

VON EUGENIE SCHWARZWALD

Nur in Operetten sind die Engländer noch immer humorlos und steifeln. In Wirklichkeit ist der englische Humor, wie jedermann weiß, eine der kostbarsten Blüten des Menschengesistes. Vor allen Dingen sind die Engländer Meister der Selbstpersiflage. Ja noch mehr, sie suchen nach Gelegenheiten, ihre eigenen Fehler aufzudecken und zu persiflieren.

So hat letzthin eine englische Zeitung ihre Leser zu einem merkwürdigen Wettbewerb aufgerufen. Sie sollten die in England besonders häufigen Unhöflichkeiten bekanntgeben. Wer die meisten aufzuzeigen hätte, wäre Sieger. Die Leute gingen mit großem Eifer an die Arbeit und man muß sagen, für ein Land, welches allgemein im Ruf erlesener Höflichkeit steht, kam eine ganz nette Liste zustande. All der vielen Zuschriften kurzer Sinn ist: der Mensch darf in der Welt nicht zu viel Raum einnehmen, weder mit der Stimme noch mit der Atmosphäre noch mit den Ellbogen. Wenn er es nicht vorzieht, als Eremit zu leben, so muß er die Rippen, die Augen und die Herzen seiner Mitmenschen schonen. Vor allem ihre Nerven. Er darf nicht undeutlich sprechen, denn nichts, was er sagt, ist so wichtig, dem andern eine Anstrengung zuzumuten. Er muß leserlich schreiben, denn die Bescheidenheit gebietet es, anzunehmen, keiner werde sich die Mühe nehmen, Unleserliches zu entziffern. Da man in England augenscheinlich vom Wert der Zeit eine hohe Meinung hat, erscheint Unpünktlichkeit bei Verabredungen, verspätetes Erscheinen bei Veranstaltungen, Spätantwortung von Briefen als ein Kapitalverbrechen. Ein ebensolches ist: übler Laune zu sein. «Man hat kein Recht», schreibt eine Frau, «mir die kurze Lebenszeit zu trüben. Ich zähle ohnehin schon vierundvierzig Jahre, das ist gar nicht wenig für eine junge Frau.» Und ein anderer meint, da üble Laune ansteckend sei, müsse man sie im stillen Kämmerlein austoben. Jedenfalls scheinen die Aussprüche «Heut bin ich mit dem linken Fuß aufgestanden» oder «Möchte wissen, was mir heut über die Leber gelaufen ist» im englischen Sprachschatz ganz zu fehlen.

Die meisten kommen zu dem Ergebnis, Unhöflichkeit sei dumm. «Welchen Zweck hat es», schreibt ein cholerischer alter Herr aus Wales, «bei Meinungsverschiedenheiten schroff zu widersprechen, oder aus dem Zehnten ins Hundertste zu kommen? Da doch bekanntlich jeder nur sich selbst hört, wäre es klüger, auf Mittel zu sinnen, wie man die Aufmerksamkeit des Partners fesseln könnte. Durch Geschrei unterbricht man ja nur den ohnehin schwachen Faden seiner Aufmerksamkeit.»

Die Nerven der Mitmenschen zu schonen, empfehlen alle Einsender. «Wer Kinder in Gegenwart anderer erzieht, ist ein Rüpel.» «Wenn einer Kellner, Chauffeur und Schaffner in meiner Gegenwart ihre Abhängigkeit fühlen läßt, fühle ich mich beleidigt.» Ein junges Mädchen

geht sogar so weit, zu sagen: «Wer eine Tür mit Knall hinter sich zufallen läßt, hat mich schwer gekränkt.»

Auch die Augen, so verlangen diese Kritiker der nationalen Höflichkeit, haben diskret zu sein. Ungeniertes Anstarrn, finstere, drohende Blicke, die einem entgegen geschleudert werden, wenn man in die Bahn einsteigen will, werden ebenso bestandener wie unhöfliche Ohren, das sind Ohren, sorgfältig gespitzt, Gespräche, die nicht für sie bestimmt sind, aufzunehmen.

Zu den Unhöflichkeiten, die besonders oft angekreidet werden, gehört die ungenierte Unhöflichkeit der Malkünste, die die Frauen in der Öffentlichkeit an ihrem Gesicht üben. Frauen und Männer zeigen sich dadurch verletzt. Die Frauen empfinden diese Betätigung als einen Verrat. «Wozu der Männerwelt zeigen», schreibt eine junge Frau, «wie unvollkommen wir von Natur sind und welcher Anstrengungen es bedarf, uns für sie schön herzurichten? Ein junger Mann aber klagt über seine verlorene Illusion. «Wenn es die jungen Mädchen nur nicht gar so deutlich machen wollten! Ich bin ja von Natur so geneigt, ihre roten Lippen als das Zeichen ihres warmen Herzens und ihrer heißen Sinne zu bewundern! Aber was soll ich machen, wenn sie in meiner Gegenwart blaurot lackieren?»

Besonders übel vermerkt werden auch öffentliche Zärtlichkeitsbezeugungen. Freilich geht der Engländer nicht so weit darin wie der Italiener: wer in London auf der Straße küßt, wird deshalb noch lange nicht verhaftet. Aber jedenfalls findet man ihn unfair, und das ist dortzulande so diffamierend wie eine Gefängnisstrafe. Der Engländer betrachtet als sein heiliges Recht, keinen Einblick in das Gefühlsleben seines Nebenmenschen zu bekommen. Von jung auf ist er fest entschlossen, keinem Menschen was nachzufühlen. Er wünscht keine Gelegenheit, mitzutauern und keine, zu beneiden. G. B. Shaw klagt: «Die viele Küsserei im Film ist mir in hohem Grade zuwider. Ich finde es, tanzalizing», wenn Mary Pickford von einem andern geküßt wird und ich zuschauen muß.» Leidet aber ein Engländer beim Anblick eines Kusses keine Tantalusqualen, so hat er die Vorstellung, er sei unfreiwilliger Zeuge eines unhygienischen Vorgangs.

Die Lärmfeindlichkeit des Engländers tritt besonders stark in die Erscheinung. Die Leute dort können es nicht begreifen, daß es Menschen gibt, die es wagen, im Gottesdienst, Konzert, Theater oder auch nur, wenn das Radio oder das Grammophon in Gang sind, zu wispeln oder sich zu räuspern. Die waren eben seinerzeit nicht dabei, als Kainz im Großen Musikvereinssaal die «Bürgschaft» vortrug und die Dame die vor mir saß, wahrscheinlich um ihre Schulbildung zu beweisen, ihm immer um eine Zeile voraus war.

Alle diese Beschwerden werden mit viel Temperament

vorgebracht. Uns kommen sie unbedeutend und unscheinbar vor. Die tägliche Unhöflichkeit in unseren Gegenden liegt nämlich tiefer und ist schwerer auszurotten. Unsere Unhöflichkeit kommt daher, daß die Menschen keine Ahnung haben, wie einem andern zumute ist. Alle Menschen sind ausschließlich mit sich selbst beschäftigt. Infolgedessen wissen sie nicht, wie es dem andern geht, wie er wirklich aussieht, wie alt er ist. Sie merken sich seine Verhältnisse nicht, sie reden eigentlich nur von sich selbst und warten damit nur so lange, bis der andere zu sprechen aufgehört hat. Natürlich sind die Engländer sicher auch nicht anders. Was sie besser auftreten läßt, ist nur die Tatsache, daß in England «personal remarks» verpönt sind. Bei uns leider nicht.

Diese sind es nämlich, die, aus einem geheuchelten Interesse kommend, die allerschlimmsten Sottisen ergeben. So sagt man gern zu einem alten, müden Gelehrten: Sie hätte ich aber nicht erkannt; ja, ja, wir werden alle nicht jünger; zu einem Schauspieler: In Ihrer letzten großen Rolle habe ich Ihr starkes Organ besonders bewundert; zu einer Frau: «Haben Sie nicht in letzter Zeit etwas zugenommen?» und «Wissen Sie, eine so hübsche Tochter hätte ich Ihnen gar nicht zugertraut.» Ein älterer Herr, der gerade flott vorüberlauft, wird aufgemunert: «Bravo, bravo, das geht ja noch ganz gut!» Eine nicht mehr junge Frau, die strahlend von einer Bergtour zurückkehrt, wird mit den Worten begrüßt: «Ich war in großer Sorge, ob Ihnen diese Strapaze nicht schadet.» Einen Kulturhistoriker, der mit aller Hingabe sein Weltbild festgelegt hat, pflegen die Leute zu loben: «Ein bewundernswürdiges Wissen steckt in Ihren Büchern drin. Das reinste Lexikon sind Sie.» Diese Menschen wären imstande, zu Edison zu sagen: «Nein, was Sie alles können! Ich könnte das nicht.»

Goethe hat recht: kein Mensch weiß was vom andern. Eigentlich ewig schade. Und gar keine Hoffnung auf Besserung. Nirgends der berühmte Silberstreifen am Horizont. Halt, doch einer. Es gibt eine Menschengattung, deren Angehörige einander mit jener Höflichkeit begegnen, die aus wahrem Verständnis kommt. Nicht Rasse, nicht Nationalität, nicht Klasse, nicht Stand, nicht einmal Kleidung vermag da trennend zu wirken. In jeder Lage, in jedem Raum, zu jeder Zeit sind sie bereit, einander beizustehen. Ich meine die Raucher.

Geht da am Pfingstsonntag ein junger Mann mit der Erwählten spazieren. Eben hat er die lebensentscheidende Frage gestellt. Ehe sie aber Zeit hat, das beglückende «Ja» zu hauchen, steht vor dem jungen Paare ein Mann und sagt: «Entschuldigen, darf ich um Feuer bitten?» Dem jungen Liebhaber fällt es nicht ein, sich dem Ansinnen zu entsinnen. «Bitte schön», sagt er. Sein Liebesglück kann warten; die Rauchersitte geht voran. Als Prometheus sich um Feuer bemühte, hatte er es schwerer.